

Mary Janice Davidson



.digital

LYX

ROMAN

es umsonst gab. Aber nach meinem Auszug von zu Hause bin ich nicht mehr in der Kirche gewesen, abgesehen von einigen religiösen Feiertagen. Insofern war ich ein strenggläubiger Ostern-und-Weihnachten-Christ.

Und jetzt ein toter Christ. Deshalb war ich überrascht, dass ich das Heiligtum hatte betreten können, ohne zu explodieren. Die Tür war leicht zu öffnen gewesen, und die Kirche hatte ausgesehen, wie Kirchen eben aussahen: unfreundlich und doch tröstlich, wie ein geliebter, aber gestrenger Großvater.

Behutsam setzte ich mich auf eine Bank und erwartete fast, dass ich mir böse den Hintern verbrannte. Aber nichts passierte. Ich berührte die Bibel, die vor mir lag. Nichts. Rubbelte die Bibel über mein Gesicht. Immer noch nichts.

Verdammt! Also war ich wohl ein Vampir. Schockierend, aber langsam gewöhnte ich mich an den Gedanken. Nur – Vampirregeln schienen für mich nicht zu gelten! Ich sollte eigentlich eine wandelnde Feuersäule sein und mich vor Schmerzen krümmen. Stattdessen saß ich ungeduldig auf dieser Bank und wartete darauf, dass Gott meine Seele endlich in die Hölle schickte.

Ich warf einen Blick auf die Uhr an der gegenüberliegenden Wand. Es war nach vier Uhr morgens. Die Sonne würde bald aufgehen. Vielleicht würde ein kleiner Morgenspaziergang mir endlich den Rest geben.

Ich seufzte und sank auf meiner Bank in mich zusammen. „Was geht hier vor, lieber Gott?“, jammerte ich. „Okay, ich bin nicht gerade im Bonusprogramm für Kirchgänger. Was aber habe ich getan, um das hier zu verdienen? Ich war ein braves Mädchen. Meistens jedenfalls. Ich war freundlich zu Kindern und dämlichen Tieren. Ich habe ehrenamtlich in Suppenküchen gearbeitet, verdammt noch mal! Vielleicht war ich ein bisschen materialistisch, zugegeben. Aber Qualität ist nun mal nicht billig. Ich denke nicht, dass es eine Sünde ist, die besten Schuhe besitzen zu wollen, die man für Geld haben kann. Zum einen halten sie ewig. Und dann gibt es noch so etwas wie Besitzerstolz. Habe ich nicht recht? Also, komm schon ... Wenn Hitler kein Vampir war, warum bin ich dann einer?“

„Mein Kind?“

„Jahaaaa ...“ Ich sprang auf die Füße und stolperte fast aus der Bankreihe.

Etwas zu spät roch ich Stärke, alte Baumwolle und Aftershave, wirbelte herum und sah, dass der Pfarrer durch den Mittelgang auf mich zukam. Er war um die fünfzig, mit einer kleinen Glatze und einem weißen Haarkranz. Er trug schwarze Hosen und ein schwarzes Kurzarmhemd; an seinem Kragen war ein kleines Kreuz befestigt. Seine Wangen waren noch gerötet vom Rasieren. Er trug dicke Brillengläser und beeindruckte mit einer heroischen römischen Nase. Am Ringfinger schimmerte ein Ehering. Für seine Größe hatte er ungefähr zwanzig Pfund Übergewicht, wahrscheinlich konnte man wunderbar mit ihm kuscheln.

Vorwurfsvoll sagte ich: „Sie haben mir Angst gemacht. Ich dachte, Sie wären Gott.“

„Nicht ganz, mein Kind.“ Er erfasste die Szenerie mit einem Blick: Hausmeister liegt schnarchend am Boden, totes Mädchen steht neben der Kirchenbank und sieht aus wie ausgekotzt.

Er lächelte mich an. „Heute muss Montag sein.“

Schließlich erzählte ich ihm die ganze Geschichte, während er uns Kaffee im Aufenthaltsraum machte. Dann setzte er sich mir gegenüber und hörte aufmerksam zu.

Nach den Strapazen der letzten Nacht waren die Stühle sündhaft bequem. Ich trank drei Tassen Kaffee mit viel Sahne und Zucker. Zukünftig würde ich mir ja wohl keine Sorgen mehr um meine Linie machen müssen. Ich beendete meine Erzählung mit den Worten: „Und dann kam ich hierher, aber weder die Türen noch die Bibel konnten mir etwas anhaben.“ Den Teil mit dem Hausmeister ließ ich aus. Es gab keinen Grund, ihn in Schwierigkeiten zu bringen. „Sie haben nicht zufällig ein Kreuz bei sich?“, fügte ich hoffnungsvoll hinzu.

Er löste das kleine Kreuz von seinem Kragen und gab es mir. Ich schloss meine Finger darum und zuckte in Erwartung des Schmerzes vorsorglich zusammen, aber nichts passierte. Ich schüttelte es. Funktionierte das Ding überhaupt? Immer noch nichts.

Ich gab es dem Priester zurück. „Vielen Dank. Macht nichts.“

„Sie können es behalten.“

„Nein, danke. Ist schon gut.“

„Wirklich. Ich möchte, dass Sie es behalten.“

Seine Wangen waren gerötet, und das Rot wurde tiefer, als ich nach seiner Hand griff, das Kreuz hineinpresste und seine Finger mit Gewalt darum schloss. „Vielen Dank, aber es gehört Ihnen. Sie sollten es keiner Fremden schenken.“

„Einer schönen Fremden.“

„Was?“ Erst der Hausmeister, jetzt der Priester. Verknallt in ein totes Mädchen. Bah!

Als könnte er meine schockierten Gedanken lesen, blinzelte er einmal und schüttelte dann langsam den Kopf. „Vergeben Sie mir. Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist.“ Abwesend berührte er seinen Ehering. Das schien ihm die Kraft zu geben, mir in die Augen zu schauen. „Bitte, fahren Sie fort.“

„Mehr gibt es nicht zu sagen. Ich fühle mich verloren“, schloss ich, „und habe nicht die leiseste Ahnung, was ich jetzt tun soll. Ich weiß, Sie denken, ich sei verrückt, und ich kann es Ihnen nicht einmal verübeln. Aber könnten Sie nicht einfach so tun, als glaubten Sie mir? Geben Sie mir einen Rat!“

„Sie sind nicht verrückt. Und ich glaube nicht, dass Sie lügen“, beruhigte er mich. Er hatte einen leichten Südstaatenakzent, der mich an Hafergrütze und Magnolien erinnerte. „Es ist offensichtlich, dass Sie gerade Schweres durchgemacht haben und jemanden

brauchen, mit dem Sie darüber sprechen können. Und vielleicht sollten Sie sich ausruhen.“

Na klar, ausruhen. Im Grab? Das wäre schön. Doch es war wahrscheinlicher, dass ich mich bald an einem Ort ausruhen konnte, wo so schöne Körbe geflochten und so schöne Topflappen gehäkelt wurden und wo die Wände so schön gepolstert waren. Ich war zu müde, mir den Kaffeelöffel ins Herz zu stoßen, um ihm zu beweisen, dass ich recht hatte. Stattdessen nickte ich und starrte in meine Tasse. Wenn ich sie vielleicht zerbrechen und die Scherben essen würde ...?

„Es ist ziemlich klar, warum die Bibel Ihnen keinen Schaden zugefügt hat, mein Kind. Gott liebt Sie immer noch.“

„Oder die Regeln gelten für mich nicht“, erinnerte ich ihn. Doch schon als ich es aussprach, fiel mir auf, wie arrogant und lächerlich das klang. Gottes Regeln galten für jeden Menschen auf diesem Planeten, ohne jeden Unterschied. Außer für Betsy Taylor! Tsss ... selbst ich konnte nicht so vermessen sein! „Sie meinen also, ich sollte die Selbstmordversuche unterlassen?“

„Unbedingt.“ Er berührte immer noch seinen Ring, und seine Stimme war wieder kräftiger, weniger verträumt. „Sie haben selbst gesagt, dass Sie der Frau und ihrer kleinen Tochter geholfen und niemanden gebissen haben. Ganz eindeutig haben Sie noch Ihre Seele.“ Er zögerte und traute sich dann. „Eines meiner Gemeindemitglieder arbeitet in ... äh ... in einer hübschen Einrichtung in der Innenstadt von Minneapolis. Darf ich Ihnen ihre Karte geben? Falls Sie keinen Wagen haben, wäre es mir eine Freude, Sie zu fahren ...“

„Vielen Dank für die Karte, ich nehme sie gerne“, sagte ich und fügte dann verlogen hinzu: „Ich rufe sie am späteren Vormittag an.“

Der Priester und ich trennten uns freundschaftlich. Als ich ging, rüttelte er den Hausmeister wach.

Ich war eine herzlose Bewohnerin des Reichs der blutrünstigen Untoten, und der Durst nach Blut (Bäh!) wurde immer drängender. Aber viele Wege führen bekanntlich nach Rom. Ich musste kein Blutsauger auf zwei Beinen sein, wenn ich es nicht wollte. Immerhin gab es mindestens sechs Blutbanken in dieser Stadt.

Und Gott liebte mich immer noch. Und anscheinend ebenso der Hausmeister und der Priester. Ich sah nun alles in einem klaren Licht und wunderte mich, warum ich das Offensichtliche nicht vorher erkannt hatte: Wenn man sechs- oder siebenmal vergeblich versucht, sich umzubringen, ist man dazu bestimmt, weiterzuleben. Zumindest für eine Weile.

So unglaublich, so erstaunlich es war: Ich bekam eine zweite Chance. Ausgerechnet ich! Und die würde ich nicht vergeuden. Nicht mehr. Unter keinen Umständen.

Keine zwei Blocks weiter schaffte ich es, ein Taxi anzuhalten. Im Gegensatz zu Boston oder New York waren Taxis in Minneapolis selten und immer wie ein kleines Wunder. Ich

hatte es bereits am Ende des Häuserblocks gesehen und meine Hand ohne viel Hoffnung gehoben. Ich hörte das Quietschen blockierender Reifen auf dem Pflaster, sah, wie der Wagen in einer illegalen Kehrtwende drehte und dann haargenau auf meiner Höhe an der Bordsteinkante zum Stehen kam. Der Fahrer sprang aus dem Wagen und riss die Beifahrertür für mich auf.

„Äh ... Danke. Würden Sie mich bitte nach Edina fahren?“

Nichts. Noch nicht einmal ein Nicken. Er starrte mich nur an. Er hatte etwa das Alter meines Vaters, eine Wampe vom vielen Sitzen und Krümel im Bart. Das Hemd spannte über seinem Bauch, aber er sah nett aus. Immerhin lächelte er. Grinste eher albern. Aber da ich nicht zwanzig Meilen zu Fuß laufen wollte, konnte ich nicht auch noch wählerisch sein.

Ich kletterte in den Wagen und los ging's. Also ehrlich: Wenn ich immer noch einen schrecklichen Tod hätte sterben wollen, hätte ich beim Verlassen des Beerdigungsinstituts dieses Taxi anhalten sollen. Dieser Typ war verrückt, und zwar buchstäblich. Dass er mich ständig im Rückspiegel anstarrte, machte die Sache nicht besser. Nur das Heulen von Sirenen oder die Flüche der Passanten lenkten seine Aufmerksamkeit kurzzeitig wieder auf die Straße.

Nachdem er beinahe einen Lieferwagen, einen Zeitungswagen, eine Haltestelle voll morgendlicher Pendler und einen Bus gerammt hätte, hatte ich genug. Vielleicht war ich ja unverwundbar und überlebte einen schrecklichen Autounfall, aber mein unerschrockener Fahrer war es nicht.

„Schauen Sie nicht zu mir!“, bellte ich ihn an und zuckte zusammen, als der Busfahrer sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Hupe stemmte. Das Dröhnen marterte mein Trommelfell. Die Welt schien nur noch aus Lärm zu bestehen. „Achten Sie auf die Straße.“

Er gehorchte augenblicklich und ließ seinen Blick wieder in Richtung Straße einrasten. Von da an hatten wir keine Probleme mehr.

Dass ich kein Geld bei mir hatte, um ihn zu bezahlen, fiel mir erst vor meinem Haus ein. Was hatte ich mir dabei gedacht, diesen Typen anzuhalten? An ein Nickerchen und einen Drink – natürlich nicht in dieser Reihenfolge.

„Äh ... wenn Sie kurz warten, laufe ich schnell ins Haus und ...“ Und was? Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuschte, hatte ich genau achtundvierzig Cents in meinem Portemonnaie. Und zwei Chips für eine Gratis-Autowäsche bei Mr. Wash. Beim Geldautomaten war ich heute noch nicht gewesen, da meine Geburtstagsparty ins Wasser gefallen war. „Nehmen Sie auch Schecks? Oder erlassen mir das Fahrgeld aus reiner Herzengüte?“, scherzte ich.

Er schenkte mir ein schiefes Lächeln. „Ja, Ma'am.“

Ma'am? Der Mann war doppelt so alt wie ich! Mir kam ein schrecklicher Gedanke: Machte der Tod etwa Falten?

„Aha. Na gut“, sagte ich zweifelnd und versuchte verstohlen, neue Falten in meinem Gesicht zu ertasten. „Vielen Dank, dass Sie mich mitgenommen haben.“

Er trat auf das Gaspedal, den Blick durch das Seitenfenster auf mich geheftet. Ich zuckte zusammen, als er die Bordsteinkante mitnahm und einen Briefkasten rammte. Dann rannte ich die Auffahrt zu meinem Haus hinauf, um nicht Zeugin eines weiteren Gemetzels zu werden. Wie einfach man in diesem Staat doch einen Führerschein bekam! Erstaunlich.

Von außen sah meine Wohnung aus wie immer. Aber als ich eintrat – irgendein Trottel hatte die Haustür nicht verschlossen ... ups, das war ja ich gewesen! –, sah ich die Bescherung. Die meisten meiner Sachen waren in Kartons verpackt, die sich wahllos verstreut in meinem Wohnzimmer türmten. Das Licht in der Küche brannte. Wie viel mich das wohl gekostet hatte, während ich hübsch aufgeputzt im Beerdigungsinstitut gelegen hatte? Ich konnte das Parfum meines Stiefmonsters riechen (Dune – und davon viel zu viel), und mir kam ein schrecklicher Gedanke.

Ich stürzte in mein Schlafzimmer. Hier sah ich noch mehr Kartons, und einige meiner Kleider lagen auf mein Bett geworfen. Manche waren auf den Boden gefallen und lagen dort nun zerknittert in kleinen Haufen von Polyester, Seide und Baumwolle.

Ich riss die Schranktür auf, und meine schlimmsten Befürchtungen wurden bestätigt. Meine Klamotten waren noch da, ebenso meine Kinderschuhe und meine billigen flachen Slipper, die ich mir für die nicht so formellen Tage im Büro gekauft hatte. Aber meine Lieblinge, die Manolo Blahniks, die Pradas, die Ferragamos, die Guccis und Fendis – alle waren sie verschwunden.

Mein Stiefmonster hatte den Leichenbestatter angewiesen, mich in einem ihrer billigen Kostüme herzurichten, ihre ausgelatschten Treter über meine Füße zu ziehen, um sich dann umgehend in meiner Wohnung meine guten Schuhe unter den Nagel zu reißen.

Man muss sich das auf der Zunge zergehen lassen: Sie zog ihre ausgelatschten Treter über meine Füße und riss sich selbst meine guten Schuhe unter den Nagel.

Während ich diese Erkenntnis noch verdaute, hörte ich ein vorsichtiges Miau. Ich blickte auf und sah Giselle, die an der Haustür um die Ecke lugte. Super, sie hatte nach Hause gefunden. Ich zwang mich zu einem Lächeln und machte einen Schritt in ihre Richtung. Weiß der Himmel, wann sie das letzte Mal gefüttert worden war. Was machte sie überhaupt noch hier? Dann aber sah ich, wie sich ihre Rückenhaare drohend aufrichteten. Sie flüchtete so schnell, dass sie gegen die gegenüberliegende Wand schlidderte, dort abprallte und dann weiterrannte.

Ich sank auf mein Bett und weinte.

Weinen ist in Ordnung, aber man kann es nicht ewig tun. Nach einiger Zeit fühlt man sich etwas albern und fragt sich: Kommt dieses Geräusch von mir? Zumal wenn man keine Tränen mehr hat, ist Weinen ein höchst merkwürdiges Gefühl. Ich konnte schluchzen, aber